

Naomi Fontaine
DIE KLEINE SCHULE
DER GROSSEN HOFFNUNG

Naomi Fontaine

DIE KLEINE
SCHULE
DER GROSSEN
HOFFNUNG

Roman

Aus dem Französischen
von Sonja Finck

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Manikanetish, Petite Marguerite bei Mémoire d'encrier, Montréal.

*Der C. Bertelsmann Verlag dankt dem Canada Council for the Arts
für die finanzielle Unterstützung von Übersetzung und Produktion.
We acknowledge the support of the Canada Council for the Arts.
Nous remercions le Conseil des arts du Canada de son soutien.*



Canada Council Conseil des arts
for the Arts du Canada



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496



Klimaneutral *
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14044-1912-1001

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

© der Originalausgabe 2017 Éditions Mémoire d'encrier inc.,
Montréal, Québec

© der deutschen Erstausgabe 2021 C. Bertelsmann Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81873 München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de, München

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-10382-1

www.cbertelsmann.de

*Dieses Buch ist meinen Schülerinnen und Schülern gewidmet,
in Freundschaft und Dankbarkeit, tshinashkumitinau.*

*Katshi minumamitunenitaman kie tiapuetatishuian e innu-
ishkueuian tshetshi mashinaitsheian, eukuan nitishi-
nishtuteti: kassinu auen ka itenitak tshekuannu tshetshi tutak
tshika takuannu tshetshi ut animiut muk eiapit apu nita
tshikut ui patshitenimut. Uemut eiapit nanitam peikutau
tshikau ishiamamitunenitaman kie apu tshikut takuannit
tshekuannu tshetshi ui nanikanikut. Kie nete tshetshika
peikussu, apu tshikut tant uitsheuakan. Eiapit namienunenu
tshetshika patshitenimut. Uemut eiapit anu tshikau tutam nenu
tshetshika thekuannu ka itenitak tshetshi tutak.*

*Nach langem Nachdenken und nachdem ich, eine Indianerin,
endgültig die Entscheidung getroffen hatte, mit dem Schreiben
zu beginnen, begriff ich eins: Jeder Mensch, der etwas vollbrin-
gen will, stößt auf Hindernisse, aber man darf nie aufgeben.
Man muss seine Idee weiterverfolgen. Nichts kann einen davon
abbringen, bis zu dem Tag, an dem man allein dasteht. Aber
selbst wenn man keine Freunde mehr hat, darf man nicht
aufgeben. Dann ist es wichtiger denn je, das Ziel, das man sich
gesetzt hat, zu erreichen.*

An-Antane Kapesh, 1975

Rückkehr ist Schicksal. Eine Rückkehr in das kleine Dorf und die sandige, stachelige Natur, zusammengeträumt anhand von unveränderlichen Kindheitserinnerungen.

In meiner Straße am Saum der Bucht ging ich in der Menge unter. Ich, das stille kleine Mädchen. Als Baby weinte ich so selten, dass meine Mutter mich anstieß, um sich zu vergewissern, dass ich noch atme. Als Kind weinte ich so selten, dass meine Mutter mich einmal draußen auf den Stufen vergaß. Später ließ mich die sonderbare Gerechtigkeit des Lebens jede einzelne Träne nachholen.

Mein beiges Haus zu verlassen, bedeutete, alles zu verlassen. Auch wenn »alles« nicht viel ist, weil man fast nichts hat. Ein weißes Metallbett, eine gemusterte Wolledecke. Ein Puppenhaus, ein Spielzimmer mit blauem Betonboden im Keller. Den ganzen Winter über rote Wangen von der Kälte, im Sommer braun gebrannt wie die Kinder im Süden. Vielleicht werde ich irgendwann ans Ufer dieser Bucht zurückkehren, meine Tante umarmen, in meinem alten Zimmer spielen.

Das Exil ist acht Autostunden entfernt, und es hat weiße Haut. Meine Mutter brauchte zwei Tage für die Strecke, für die unfassbare Entfernung, die ich mir nur vorstellen konnte, indem ich die Dörfer zählte, die wir durchquerten. Heute kenne ich sie in- und auswendig. Jeden Kilometer, jeden Ort. Dem Rhythmus der Kurven und Steigungen am Nordufer des Sankt-Lorenz-Stroms folgen. Immer knapp über dem Tempolimit.

Ich war sieben Jahre alt. Ein kleines braunes Mädchen zwischen all den weißen Gesichtern, den blauen oder grünen

Augen, dem blonden oder gelockten Haar. Eine Fremde. Die Neue. Anders. Meine dunkle Haut bemerken. Mich nicht dazugehörig fühlen.

Ob sich die Welt woanders verändert hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß um die gefährliche Kurve bei Saint-Siméon, die viel zu spät begradigt wurde. Ich weiß, dass es zwischen Baie-Sainte-Catherine und Tadoussac nie eine Brücke geben wird, weil das Flussbett des Saguenay an dieser Stelle so tief ist wie das Meer. Und ich weiß, dass das kleine Dorf, dessen Namen mir entfallen ist, bald ein Geisterdorf sein wird, weil die Route 138 seit dem Bau der Umgehungsstraße nicht mehr hindurchführt.

Man sagt, die Rückkehr sei der Weg der Exilanten. Wegzu-gehen war nicht meine Entscheidung gewesen. Fünfzehn Jahre später komme ich zurück und stelle fest, dass sich die Dinge verändert haben.

DAS UNBEKANNTE

Die Schüler

Ich hatte sie mir oft vorgestellt. Unzählige Male. Noch bevor ich ihre Namen, ihre Familien, ihre Geschichte kannte. Noch bevor ich ihre Sehnsüchte kannte. Gut zwanzig Jugendliche, alle unterschiedlich, Jungen und Mädchen, schüchtern, witzig. Werdende Erwachsene. Eine Generation Kinder, verbunden durch ruhige Straßen ohne Ampeln. Nächtliches Händchenhalten am Strand. Nostalgie.

Ich sah die Wände meines Klassenzimmers vor mir, dunkelgelb gestrichen, und den wuchtigen alten Holzschreibtisch, an den ich mich lehnen würde. Die billigen weißen Regale, auf denen sich französische Wörterbücher, Konjugationstabellen und nutzlose Synonymlexika stapeln würden, die die Schulbehörde lange Zeit für unentbehrlich hielt.

Ich stellte mir vor, wie ich die nackten Wände schmücken würde. Mit Fragmenten der Literaturgeschichte, mit Zitaten aus Romanen, Fotos von Schriftstellern, Postern von berühmten Gemälden. Mit Werken, die in fremden Köpfen entstanden waren und dabei helfen, seinen eigenen Weg zu finden. Ich würde mich auf keinen Fall darauf beschränken, französische Grammatik zu unterrichten, die vielen absurden Rechtschreibregeln und das Cedille, das das C weicher macht. Ich würde meinen Schülern von der Welt erzählen. Davon, wie man die Welt sehen kann. Wie man sie lieben kann. Und davon, wie man die unsichtbare, längst überholte Grenze überwinden kann, die um das Reservat verläuft, das wir selbst lieber als »Gemeinschaft« bezeichnen, um unsere Herzen zu besänftigen.

Nachdem ich den Arbeitsvertrag unterschrieben hatte, probte ich wochenlang meinen ersten Auftritt vor der Klasse.

Ich würde den Schülern mit fester Stimme von meinem Studium erzählen und davon, warum ich Lehrerin geworden war. Von meiner Rückkehr hierher, nach Uashat. Ich würde ihnen nicht erzählen, was ich alles aufgegeben hatte. Und auch nicht, dass ich fürchtete, hier bei mir zu Hause nicht anerkannt zu werden. Ich würde ihnen meine Zweifel verheimlichen, meine Unsicherheit als Berufsanfängerin, mein mangelndes Selbstvertrauen. Und ich würde nicht auf Innu zu ihnen sprechen. Weil ich Schwierigkeiten mit der Grammatik hatte und den Akzent einer Weißen.

Ich wollte einen guten ersten Eindruck hinterlassen, und obwohl ich den Schülern anfangs trotz meiner Hautfarbe und meiner dunklen Augen wie eine Fremde vorkommen musste, war ich fest entschlossen, ein freundschaftliches Verhältnis zu ihnen aufzubauen. Ich würde ihnen nicht nur Französisch beibringen. Sondern auch, wie man sich selbst findet.

Das war vorher. Bevor Marc nicht mehr zum Unterricht erschien. Bevor Myriam den Kopf hängen ließ. Bevor ich Mélinas verstecktes Talent entdeckte. Vor Rodrigos Rebellion. Vor Mikuans schüchternem Lächeln. Bevor mir der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Bevor es kein Zurück mehr gab.

Bevor ich mich selbst fand.